

Reise von Sherbro nach Baiima und zurück nach Freetown

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **22 (1908-1910)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von den vielen photographischen Aufnahmen sind gerade diejenigen der letzten Reise nicht aufgefunden worden, sie hätten wesentlich zur Belebung und zum Verständnis des Textes beigetragen; einige Aufnahmen seiner Karawane seitens der letzten europäischen Begleiter, sowie einige Bilder von dem zerstörten Bussamai, wo Volz den Tod fand, und die man den französischen Unteroffizieren verdankt, sind bereits in dem erwähnten Buche publiziert worden, in welchem Volzens bisherige populäre Reiseschilderungen posthum zusammen abgedruckt wurden.¹⁾

II. Reise von Sherbro nach Baiima und zurück nach Freetown.

(26. November bis 17. Dezember 1906.)

Volz schreibt unterm 26. November:

«Mein Aufenthalt in Westafrika währt nun etwas über sechs Monate. Bisher reiste ich aber, abgesehen von zwei Abstechern mit der Eisenbahn nach Baiima und mit dem Boot in den Kittam und Bum, nur in der Nähe der Küste. Das ändert sich jetzt, und der eigentliche Zweck meines Hierseins, die Erforschung des unbekanntem Innern von Liberia, wird nun seinen Anfang nehmen.»



Dr. Volz mit seinen 5 Begleitern vor der Abreise in das Innere.

¹⁾ W. Volz, Reiseerinnerungen aus Ostasien, Polynesien und Westafrika.

«Am 23. November wurde mein Gepäck in einem Leichter der Firma Ryff, Roth & Cie. mit dem Dampfer «Yandehun» nach Yonni am obern Kittam gebracht; es besteht aus 6 gelben Blechkoffern, 1 schwarzen Stahlkoffer, 1 Holzkoffer, 1 grossen Sack mit dem Bett, 5 Ballen mit Tauschwaren und 3 Holzkisten. Total werden es etwa 20 Traglasten sein.»

«Nach einer Revision dessen, was ich in meiner bisherigen Wohnung zurückliess, zusammen mit einem Herrn der Faktorei, wurde ein Ruderboot beladen und zur Abfahrt bereit gemacht. Mein Abschied von den Herren in Bonthe war kurz und herzlich; wir hatten ihn eigentlich schon am Abend vorher gefeiert.»

«Das Boot war mit sechs Mann und dem Kapitän besetzt, ausserdem fuhr Herr Rupli mit.¹⁾ Leider hatten wir nicht die Spur von Wind, und es musste deshalb unaufhörlich gerudert werden. Zudem war es sehr heiss. Bum und Kittam waren immer noch recht hoch, obschon niedriger als im letzten August. Einzelne flache Stellen ragten beinahe aus dem Wasser und waren vollständig von einer kleinblättrigen Wasserpflanze bedeckt, deren zarte, rosarote Blüten diese stellenweise wie grosse rote Teppiche erscheinen liessen. Hier herrschte ein äusserst reiches Vogelleben. Neu darin waren mir die zahlreichen weissen Reiher, den Grössenunterschieden nach zu schliessen, verschiedenen Arten angehörend; ferner die Spornflügelgans²⁾ in vielen Exemplaren, meist zu Trupps von drei bis sechs Stück vereinigt, äusserst stattliche Vögel von der Grösse unserer Hausgans, aber schwarzweiss gefärbt. Wir trafen die Tiere noch öfter, und zwar sowohl im Sumpf als auch auf Bäumen sitzend. Scharen der kleinen, braunen, weisswangigen Enten,³⁾ nach Hunderten zählend, sassen auf Schlammbänken oder am Ufer. Noch einen andern mir neuen Vogel traf ich, den man hier Kuhvogel (Cowbird) nennt, nämlich einen kleinen weissen Reiher, der sich in der Trockenzeit hier aufhält, stets in Gesellschaft der weidenden Kühe, um denselben die Zecken abzulesen. Es ist offenbar ein Zugvogel, der hier den Winter verbringt, vielleicht der Silberreiher.⁴⁾

1) Der Agent von Ryff, Roth & Co. A. d. H.

2) *Plectropterus gambensis*. A. d. H.

3) Gemeint ist die Baumente (*Dendrocyna viduata*). A. d. H.

4) Wohl eher der Kuhreiher (*Bubulcus ibis*). A. d. H.

Da Herr Rupli grosse Eile hatte, nach *Yonni* zu kommen, um von dort so rasch als möglich eine grosse Quantität Palmkerne herunterzuholen, weil die Preise momentan in Europa sehr hoch sind, so beschloss er, direkt nach Mopalma zu fahren. Abends landeten wir in *Gbapp*, einem kleinen Dorfe, und während unsere Boys mit der Herstellung der Abendmahlzeit beschäftigt waren, besuchten wir die Familie des Häuptlings, der zugleich ein Geschäftsfreund der Firma Ryff, Roth & Cie. ist. Im Boote nahmen wir dann das Essen ein, während ringsum völlig nackte Männer, Frauen und Kinder badeten. Ein schön gebautes nacktes Mädchen, das bettelte, war sehr erfreut, ein paar Tabakblätter geschenkt zu erhalten. Der Tabak wird nämlich nicht nur geraucht, sondern dient als Geld. In Bonthe kostet das Pfund 1 Schilling, weiter oben wird er teurer, und die Bündel, die in Bonthe aus zirka zehn Blättern bestehen und als Kopf (head) bezeichnet werden, öffnet man im Inland und vereinigt je vier Blätter zu einem Bündel. Sie repräsentieren auf diese Weise den Wert von 3 Pence.»

«Nach Einbruch der Dunkelheit fuhren wir weiter flussaufwärts. Leider stellte sich auch während der Nacht die ersehnte Brise nicht ein, so dass beständig gerudert werden musste. Das dauerte die ganze Nacht, und da auch wir manchmal, statt zu schlafen, am Steuer sassen, so war der Steuermann oft frei und half beim Rudern. Die Moskitos fielen mir die Nacht über sehr lästig, und ich litt sehr darunter.»

«Als wir am nächsten Morgen, den 27. November, in den obern Kittam einbogen, stellte sich eine schwache Brise ein, die uns zwar nicht gestattete zu segeln, immerhin aber das Rudern etwas erleichterte, und dies hatten die armen Kerle nötig. Seit 30 Stunden hatten sie ununterbrochen auf ihren Bänken gesessen; einigen von ihnen waren die Hände wund, aber es hätte nichts genützt, warten zu wollen, denn einerseits waren die Dörfer sehr spärlich, andererseits hatten wir sehr grosse Eile. Man versprach ihnen deshalb einen baldigen freien Tag und in Mopalma Salzfleisch.»

«Um 2 Uhr kamen wir dort an und liessen halten und abkochen. Eigentlich hatten wir im Sinne gehabt, nach zwei Stunden nach Barma weiterzufahren und von dort noch zirka 15 km zu Fuss zurückzulegen, aber die Boys waren zu müde. So beschlossen wir, in *Mopalma* zu übernachten und am nächsten

Morgen früh die Reise fortzusetzen. Statt nun aber zu schlafen, zogen sich die Boys hübsch an und gingen ins Dorf, um dort die «Bigmen» zu spielen.»

«Um 3 Uhr morgens des 28. November war Tagwacht. Wir fuhren bis *Barma*; nach einer kleinen Mahlzeit marschierten wir auf gutem Wege gegen *Pujehun*, wobei wir unterwegs eine kleine Schmiede antrafen, auf welcher ein Mann aus Europa eingeführte Hackmesser zurechtmachte. Ich war erstaunt, auf der ganzen Reise weder ein Reis- noch ein Cassadefeld¹⁾ zu treffen, dagegen war sehr viel Guineakorn²⁾ angepflanzt, was ich bisher noch nirgends so häufig gesehen hatte. Auch Oelpalmen hatte es eine Menge.»

«Mittags 12 Uhr kamen wir nach *Yonni*, wo die «Yandehun» inzwischen eingetroffen war, und abends spät fuhren wir noch nach *Diah*, um dort Palmöl zu verschiffen. Es wird in Fässern von 175 Gallonen zu 4,5 Liter verladen, und da keine Kräne zur Verfügung stehen, werden die Boote, mit denen sie verfrachtet werden, vorher vollständig mit Wasser gefüllt und die Fässer ins Wasser geworfen, worauf sie mit Leichtigkeit in das Boot gerollt werden können. Gegenwärtig blüht hier der Handel mit Kolanüssen,³⁾ da kürzlich Ernte war. Mehrere Händler und Händlerinnen, Kreolen und eine Mulattin aus Bonthe halten sich hier auf, um die Nüsse zu kaufen. Wie der Preis der Palmkerne und des Palmöls, so schwankt auch derjenige der Kola; während aber bei jenen die Schwankungen von Europa ausgehen, so ist bei dieser hauptsächlich der westliche Sudan massgebend. Die Kolaernte war dies Jahr aussergewöhnlich reich, daher sind die Preise niedrig. Wie die Europäer gelegentlich gegenseitig die Preise für Landesprodukte in die Höhe treiben, so tun es auch die Kolahändler. Die meisten wollten für ein gewisses Quantum 6 Schilling bezahlen; aber einer von ihnen sandte Boten in den Dörfern herum, um mitteilen zu lassen, er würde deren 8 bezahlen. Die Händler taten sich nun zusammen und beschlossen, den Preis auf 7 Schilling festzusetzen.»

¹⁾ Cassade oder Cassave, eine Knollenfrucht (*Manihot utilissima*) der Maniok der Amerikaner. A. d. H.

²⁾ Negerhirse, Durra (*Andropogon Sorghum*). A. d. H.

³⁾ Samen der *Cola acuminata*, Baum der Familie der Sterculiaceen.

Am 29. November hatte Volz mehrere Unterredungen mit Leuten über seine Reise. «Die Ansichten über das zu besuchende Innere von Liberia sind dabei sehr verschieden. Als wir auf den Kannibalismus zu sprechen kamen, sagten die einen, dieser sei sozusagen eine Sage geworden. Früher hätten die Leute allerdings Menschenfleisch gegessen, aber seit der Islam sich auch dort fühlbar mache, sei dies nicht sehr Brauch. Bald darauf kam ein anderer Mann, ein Prinz, der grosse Bedenken äusserte, falls ich dorthin gehen würde. Die Richtung des Weges wurde mir im allgemeinen als richtig, d. h. mit meinen Karten



Trägerkolonne nördlich von Yonni.

übereinstimmend beschrieben. Darnach hatte ich zuerst nach Falaba, hierauf nach Bendasuma am Sulima- oder Moa-River zu reisen, dann von dort über Gorahun nach Bulina, hierauf durch das Gouraland nach Maleima. Dann würde ich die Grenze in östlicher Richtung zu überschreiten haben, um in das Lomaland zu kommen. Doch liegt dazwischen eine grosse Strecke Urwald, der nur sehr spärlich bevölkert zu sein scheint. Von Loma aus wäre das Beleland zu erreichen. Dort soll ein grosser

Häuptling sein, namens Bombobu, der früher am untern Kittam lebte und dort in der Ortschaft Carlu (Dorf oberhalb Barma) bedienstet war.»

«Abends gingen wir zu Boccary Serah, dem Oberhäuptling von Pujehun. Dieser Mann, mager, abgelebt, habgierig, ist nach Aussage von Herrn Rupli der niederträchtigste Lump, den er im ganzen Lande herum kennen gelernt hat und stets nur darauf erpicht, Geld zusammenzukratzen, wobei ihm Mittel und Wege völlig gleichgültig sind.»

«Wir hatten zunächst noch zu warten, da Boccary Serah eben beim Gebete war. Nach einiger Zeit wurden wir in sein Haus geführt. Der Häuptling sass in einem Lehnstuhl auf einer Art Veranda, zu seiner Rechten der Unterhäuptling Scapha Coromah. Zwei Stühle standen für uns bereit. Herr Rupli machte den Sprecher, erkundigte sich über das Befinden des Chefs, fragte nach Neuigkeiten, wobei man zu antworten pflegt: «Nichts Schlechtes.» Nach längerer Einleitung fragte man ihn: «Weisst du wohl, Häuptling, warum wir kommen?» Trotzdem ein Bekannter von uns am gleichen Tage schon mit ihm darüber gesprochen hatte und beinahe eine Stunde bei ihm weilte, wobei jedenfalls kaum von etwas anderem als von meiner Reise die Rede war, sagte der Häuptling: «Nein, ich weiss nichts.» Man teilte ihm nun mit, ich hätte im Sinne, eine Reise nach der Ostgrenze des Protektorates zu unternehmen mit Wissen und Unterstützung des Gouverneurs und ich benötigte zu diesem Zwecke Träger. Die erste Frage war, ob ich gedenke, dieselben zu bezahlen, was ich bejahte. Nun entstand eine lange Unterredung, wie weit mir die Träger zu folgen hätten, wobei ich vorschlug, bis an die Landesgrenze, d. h. bis ins Maleimaland, zirka fünf Tagereisen. Er weigerte sich indessen aufs hartnäckigste, versichernd, dies würde in keinem Falle angehen, da seine Macht nur bis Falaba, zirka sechs Wegstunden nördlich seiner Stadt reiche und es ausserdem nicht anginge, seine Leute durch das Gebiet anderer Häuptlinge reisen zu lassen. Ich sollte mich vielmehr jeweilen mit denselben in Verbindung setzen und sie um Leute bitten. Wenn ich die Träger bis ausserhalb seines Gebietes mitnehme, so sei es absolut sicher, dass diese wegläufen.»

«Boccary konnte sich also nur dazu verstehen, mir die Leute bis Falaba mitzugeben. Während wir sprachen, begann er von

Zeit zu Zeit sich zu erkundigen, wie viel ich ihm denn bezahlen würde. Jedoch lehnte ich stets ab, mich zu entscheiden, bevor die Sache mit der Distanz erledigt sei. Endlich erklärte er sich bereit, mir die Leute bis Bandasuma am Sulimafluss zu geben. Nun kam der Geldpunkt. Ich offerierte pro Tag und Mann 1 Schilling, sowie für die Rückreise 6 Pence, jedoch ohne Verpflegung. Nach kurzer Diskussion wurde diese Frage in meinem Sinne entschieden. Mit grossem Interesse erkundigte er sich nun, was er denn für seine Mühe erhalte, da er doch die Leute zusammenbringen müsse. Ich werde ihm 1 Pfund geben, sagte ich. Nun meinte er, eigentlich sei sein jüngerer Bruder derjenige, der die Träger zusammenrufe; ich solle ihm doch 5 Schilling geben, und er marktete und bettelte um dieses Geld in der ekelhaftesten Weise, aber ich trat nicht darauf ein. Daraufhin nahmen wir bald Abschied von dem Burschen, nachdem er mir versprochen hatte, die Leute Sonntag, den 2. Dezember, bereit zu halten. Das Geld für die 20 Träger, total 3 Pfund, soll nicht diesen, sondern dem Führer derselben, einem Sohn Boccarys, ausbezahlt werden, und jene erhalten natürlich davon keinen Penny.»¹⁾

«Am Morgen und Nachmittag des 30. November beschäftigten wir uns mit Photographieren, wobei sich die Leute sehr verschieden verhielten. Während es für die einen kein grösseres Vergnügen zu geben schien, als von sich eine Aufnahme machen zu lassen, waren andere nur mit grosser Mühe so weit zu bringen, und noch andere liessen es um keinen Preis zu, nicht nur scheue Buschmädchen, sondern auch «bessere Frauen», letztere allerdings aus dem Grunde, weil sie nicht schön gekleidet waren.»

«Mit dem 1. Dezember ist der letzte Tag angebrochen, den ich vollständig in Gesellschaft eines Weissen zubringe. Morgens nahm ich noch einige Bilder auf, worunter einen Tänzer, der unter den Klängen mehrerer einheimischer Musikinstrumente und ausgerüstet mit einem Fächer aus Pfauenfedern in der Rechten und einem schwarzen Tuch in der Linken auf der

¹⁾ Die Verhandlungen wegen Trägern sind hier «gleichsam als Typus» wenn nicht ganz, so doch mit geringen Weglassungen aus dem Tagebuch zitiert. In der Folge sollen diese sich stets wiederholenden Szenen nur auszugsweise wiedergegeben werden. A. d. H.

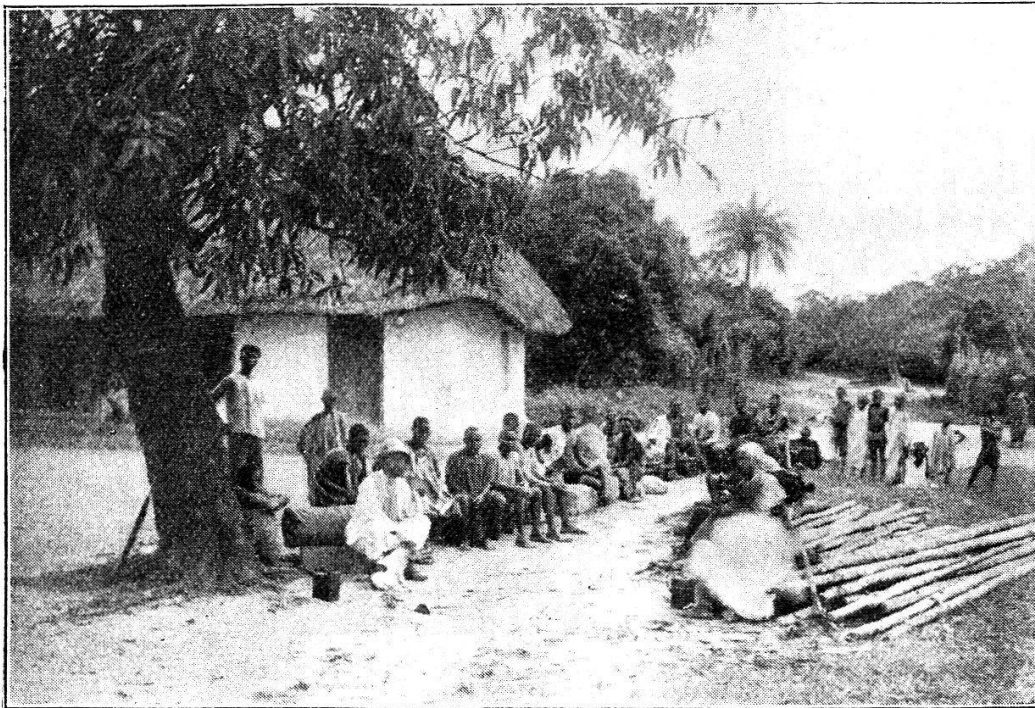
Strasse allerlei Kapriolen machte. Dann gab es zwei Palaver, weil Herrn Rupli fünf Säcke gestohlen worden waren.»

«Am 2. Dezember badeten Herr Rupli und ich schon morgens 6 Uhr im Kittam, während noch kühle Nebel an den Hügeln und den Ufern hingen und langsam über den Fluss hinabschwebten. Erst gegen 8 Uhr stellten sich die 20 Träger ein. Auch Boccary Serah kam mit seinem hageren, habgierigen Gesicht, in einen biedern Schlafrock gehüllt, in gelben Schuhen, gestrickter Mütze, am Halse eine Sklavenpeitsche tragend. Wenn an der Stirne noch zwei Hörnchen wachsen, was ich gar nicht für ausgeschlossen halte, und am Schlafrock hinten ein Schlitz für einen Schwanz gemacht wird, dann haben wir den «Leibhaftigen» vor uns. Natürlich gab es ein unendliches Gezänke um die leichtern Lasten, und die schweren sollten stehen gelassen werden. Man kennt dies ja aus den Beschreibungen aller Afrikareisenden. Die Konfusion und der Lärm wurden durch das Eingreifen von Boccary Serah nur erhöht, und ich sagte ihm schliesslich, er möge sich nicht damit abgeben. Um so besser war das energische Auftreten Herrn Ruplis und Mr. Adams,¹⁾ denn letzterer hatte des Sonntags wegen frei und wollte es sich nicht nehmen lassen, mich mit Herrn Rupli noch ein Stück weit zu begleiten. Endlich konnte es losgehen. Wir liessen immer ein paar Träger zusammen mit einem unserer gewehrtragenden Leute gehen, die ich in Freetown und Sherbro angeworben hatte. Zuhinterst folgten die beiden Führer, derjenige von Boccary Serah und meiner, namens Mussah. Letzterer trug ausserdem den Rucksack mit den Instrumenten; Mustapha hatte den Photographenapparat, Fodeh eine Botanisierbüchse und die Kleider der fünf Boys, Sory mein Lederköfferchen und allerlei Kleinigkeiten; Mohammed ist die Aufgabe geworden, jeweilen dem Manne, der das Bargeld trägt, auf dem Fusse zu folgen und eine Flasche kalten Tees bereitzuhalten. Wir Weisse marschierten zuhinterst. In Massahun wurden noch zwei Aufnahmen gemacht, dann verabschiedete ich mich von den beiden Herren, vielleicht den letzten Weissen, die ich sah.»

«Den Weg, den wir nun folgten, habe ich schon früher beschrieben; er berührt zwischen *Yonni* und *Fuendu* die Ortschaften *Massahun*, *Fulawahun*, *Kuranko*, *Manjamah*, *Helumah*,

¹⁾ Vertreter der Firma Ryff, Roth & Co. am obern Kittam.

Bokomah, *Bakuh*, *Bandamah*, Nejamah, Gandahun, Tokombuh, Manafullah, Yaluhun, *Fuendu* (auf der Karte sind nur die in Kursivschrift gesetzten Orte angegeben, zum Teil anders geschrieben). Er hat auch gegen Falaba hin denselben Charakter; nur werden die Hügel vielleicht ein wenig höher; der Unterschied zwischen Talsohle und Hügelkuppen mag stellenweise gegen 100 Meter betragen. Zahlreiche, doch meist kleine Dörfer mussten



Halt in Massahun (2. Dezember 1906).

durchzogen werden, und nun sah ich auch, warum ich auf dem Wege Barma-Pujehun keine Reisfelder angetroffen hatte. Der Reis war nämlich geerntet, und zwischen den Stoppeln wuchs Guineakorn. Nur in einem Felde stand noch Reis, und zwar blühender; es war sogenannter Poto-poto-Reis, der im Sumpfe wächst. Die Brücken, die wir zu passieren hatten, waren stellenweise sehr schlecht oder fehlten gänzlich. Anfänglich liess ich mich von Mohammed auf seinem breiten Rücken durch das Wasser tragen; dadurch entging mir aber an einem breiten und wundervoll klaren Bache die Besichtigung eines kleinen Tempelchens, das dem Bachgeiste geweiht war.»

«Es ist schade, dass kein gut erzogener und englisch sprechender Mendi bei uns ist. Man hätte so vieles zu fragen, was

man unterwegs trifft und dessen Sinn die begleitenden Mohammedaner kaum kennen. So war z. B. an einer andern Stelle ebenfalls ein ringsum geschlossenes niedriges Häuschen, in welchem ein paar Rinderschädel lagen; an einer andern Stelle war der Wald auf eine kurze Strecke durch eine ziemlich hohe Wand aus Matten abgeschlossen, in der sich nur ein Loch befand, das gerade das Durchkriechen eines Menschen gestattet hätte. Anderwärts traf ich Leopardenfellen, deren Einrichtung mich interessiert hätte. Vor einem Dorfe hatten die Leute ein Stück Boden von der Vegetation gereinigt und darauf einem Tennisplatz ähnlich gerade Linien gezogen. Es solle, sagte mir Sory, dies den Grundriss einer Moschee vorstellen. Wahrscheinlich hätte das Dorf keine solche, und die Murray-Männer, wie die Mohammedaner hier genannt werden, beteten deshalb da.»

«Einige der Träger waren übrigens faule Burschen. Ihrer drei blieben beständig zurück und zwangen so einen meiner Leute, bei ihnen zu bleiben. In den Dörfern rasteten wir zeitweise, um die Nachzügler abzuwarten; meist fand sich niemand, der englisch sprach, weshalb man sich auf den landesüblichen Gruss beschränkte. Wenn irgendwo im Dorfe gerastet wurde, so benutzte man dazu das Gemeindehaus (Bare oder Jemebu im Mendi), ein meist nicht allzu grosses, ringsum offenes Gebäude, in welchem einige Hängematten angebracht sind, von denen man mir jeweilen die beste ohne weiteres zur Verfügung stellte. Hier waren stets ein paar Männer zu treffen, welche schliefen oder plauderten, und in dem Dorfe vor Fuendu, wo wir eines leichten Regens wegen ziemlich lange warten mussten, spielten neben mir zwei Männer regelrecht Damenbrett, nur hatte dasselbe je 11 Felder, und die Damen waren nicht kenntlich, sondern man merkte sich dieselben einfach, da die Steine mehr Schachtürmen gleichen und deshalb nicht aufeinander gestellt werden konnten. Sehr häufig trifft man auch in den festen Grund der Strasse ein Thé- oder Po-Spiel eingegraben, das die Träger von Palmkernen unterwegs während ihrer Rast benutzen. Solche Träger und Trägerinnen trifft man sehr häufig an.»

«Wir hielten unterwegs nicht an, und um 4 Uhr langten wir in *Fuendu* an, wo ich durch Herrn Rupli an einen seiner Geschäftsfreunde namens Gbatoh empfohlen war. Er führte die Träger in eines seiner Häuser, wo zwei Räume zur Verfügung standen. Den einen benutzte ich, im andern sind die Lasten

untergebracht und schliefen meine fünf Burschen. In einem weitem Hause wurde gekocht. Gbatoh versteht kein Englisch; das ist vorteilhaft, weil ich dadurch langen Unterredungen entgehen bin. Murray spricht sehr gut Mendi, ist aber meist zu beschäftigt, um zu dolmetschen. Als die Träger kamen, mich um Reis zu bitten, schlug ich es ihnen ab, da ich mit Boccary ausgemacht hatte, er würde die Verpflegung übernehmen, resp. die Leute würden sich selbst verpflegen. Er hatte aber die Träger weder mit Geld noch mit Reis versorgt, und sie drohten nun, falls sie nichts zu essen bekämen, morgen nicht arbeiten zu wollen, und da hatten sie vollkommen recht. Gbatoh hatte mir gleich bei der Ankunft ein Huhn und ein grösseres Quantum Reis geschenkt, und da ich überdies einen Bündel Reis mitführte, gab ich den Trägern eine genügende Menge, worüber sie sehr erfreut waren. Wir sind übrigens hier in Fuendu ganz komfortabel, jedoch fühle ich mich etwas unwohl, wahrscheinlich infolge des langen Fastens.»

«Am Morgen des folgenden Tages (3. Dezember) nahm ich mein Wohnhaus und seinen Besitzer Gbatoh photographisch auf, und dann gingen wir gegen das nur 20 Minuten entfernte *Falaba*. Unterwegs kommt man über einen kleinen Fluss, den *Massavui*, über den eine jener bekannten Hängebrücken führt. Sie besteht aus einer Anzahl starker und langer Lianen, die an den Aesten und Bäumen beider Ufer befestigt sind; sie bilden den Boden der Brücke. Auf ihnen ruhen kleine Querhölzer, und da die beiden Brückenenden ziemlich stark ansteigen, sind zum bessern Halt für die Füße der Passanten aus dünnern Lianen gemachte, etwas mehr als tellergrosse Ringe auf dem Fussboden angebracht, so dass man nicht ausrutscht. Beidseitig befindet sich auch ein Geländer, ebenfalls aus langen, gespannten Lianen, und damit die Brücke nicht allzustark nach seitwärts schwanken könne, ist in der Mitte der Seitenränder noch je eine Liane an einen über dem Ufer hängenden Baum gebunden. Trotz dieser seitlich angebrachten Verbindung schwankt die Brücke bedenklich, wenn ein paar Träger darüber hingehen, was deshalb ziemlich langsam und vorsichtig geschieht. Von der Brücke aus folgt die Strasse noch etwas dem ostwärts fliessenden, viele grosse Steine enthaltenden *Massavui*, der schon ein Nebenfluss des Sulima- oder Moa-Rivers ist. Wir haben also das Kittam- oder Wanjegebiet verlassen.»

« In Falaba hielten wir uns nicht auf, sondern wir wandten uns nach OSO gegen *Bandasuma*. Dieser Ort ist nicht mit dem frühern Distriktshauptort Bandajuma zu verwechseln, der am Wanje liegt. Die Namen beider Orte werden übrigens gleich ausgesprochen, und es gibt noch eine ganze Anzahl Bandajumas in der Gegend.¹⁾ Weil diese aber die beiden hervorragendsten sind, hat man sie als *Bandasuma* und *Bandajuma* unterschieden. In Falaba traf mein Mustapha eine «Schwester» aus Freetown. Schwestern werden nicht nur alle verwandten jüngeren Frauen, sondern auch Freundinnen und gute Bekannte genannt. Die Wegstrecke von Falaba nach *Bandasuma* unterscheidet sich in einigen Punkten von der gestrigen. Es gibt nur drei kleine Dörfchen, und der Verkehr ist minim, was schon daraus hervorgeht, dass Ryff, Roth & Cie. östlich von Falaba keine Kunden mehr besitzen. Wir trafen nur wenige Träger von Palmkernen an und fast keine Mädchen und Frauen. Dagegen führte der Weg streckenweise durch hohen Wald, den ich für ziemlich ursprünglich halte, da er hohe und dicke Bäume und ein unendliches Gewirr von Schlingpflanzen enthält. Wild kam uns übrigens nie zu Gesicht, wie überhaupt die Tiere gar nicht hervortraten. Nur Ameisen kreuzen hin und wieder den Weg und benutzen auch die Brücken, um auf die andere Flussseite hinüber zu gelangen, sehr zu ungunsten der nackten Füße der Träger. Einmal sahen wir einen Regenwurm von 50 cm Länge, den ich im ersten Momente für eine Schlange hielt. Sehr angenehm waren stellenweise mannshohe Salvien, in Habitus und Farbe unserer Wiesensalbei ähnlich und mit ihren schönen violetten Blüten wohltuend gegen das ewige Grün abstechend. »

« In den paar armseligen Dörfern²⁾ wurde jeweilen ein kleiner Halt gemacht, den meine Leute regelmässig benutzten, um gegen ein Blatt Tabak eine Anzahl Orangen oder feine Bananen einzutauschen. Gegenwärtig sind nämlich die ersteren reif, und

¹⁾ Dasselbe gilt übrigens vom Namen Falaba. Der bekannteste Ort dieses Namens ist der schon 1822 von Major Leing besuchte Hauptort des Sulimandes, im Norden der Sierra Leone gelegen und in der geographischen Literatur oft erwähnt. A. d. H.

²⁾ Es sind dies: Bakajema (Giema der Karte), Tuba, Jakama am Fluss Segwima. Das auf der Karte verzeichnete Mamina wurde von den Bewohnern verlassen und existiert nicht mehr.

es gewährt einen hübschen und zugleich vielversprechenden Anblick, nahe den Hütten die dunkellaubigen Orangenbäume zu sehen, von denen herab die gelbgrünen Früchte glänzen. Die Orangen werden hier nämlich nicht gelbrot, sondern bleiben grün. Abgeerntete Reisfelder gab es nur wenige. Sie waren alle mit Guineakorn und zum Teil auch mit Mais bepflanzt. Doch bemerkte ich, dass das erstere sehr oft von einem Pilz befallen war, der mich sehr an den *Ustilago Maydis* erinnerte. Rings um die Dörfer standen Kolabäume, und wir trafen denn auch in Manina, dem letzten Dorfe vor Baiima eine Frau aus Bonthe, welche Kola kaufte und sich sofort erkundigte, wie die Preise ständen.»

«Bevor wir an den *Moa* kamen, hatten wir mehrere zum Teil recht hohe Hügel zu übersteigen und waren deshalb bei unserer Ankunft am Flusse recht müde. Der *Moa*- oder der *Sulima*-River mag bei Bandasuma, das an seinem linken, östlichen Ufer liegt, zirka 250 Meter breit sein. Er ist denn auch auf der Karte der Sierra Leone von 1898 bis hier entsprechend eingezeichnet, während er von hier aus bis hinauf an die Eisenbahn bei Kenema unbekannt ist. Zwischen Sulima, wo er sich ins Meer ergiesst, und Bandasuma scheint er der vielen grossen Steine wegen, die das Flussbett versperren, keinen Schiffsverkehr zu gestatten. Ober- und unterhalb der Stadt Bandasuma ziehen sich solche Felsriffe quer über den Fluss, während man bei der Stadt selbst von den paar Hütten des Westufers in kleinen Einbäumen ungefährdet übersetzen kann. Dies taten auch wir; es ging aber bei der Kleinheit der Kähne und der Menge der Güter und Leute ziemlich langsam. Ich wartete am Ufer bis zuletzt, um die wissenschaftlichen Instrumente, Photographieapparat etc. unter persönlicher Aufsicht übersetzen zu lassen, wohl wissend, dass sich die Ruderer mehr Mühe geben, einen Weissen nicht ins Wasser fallen zu lassen als etwa einen Rassegenossen.»

«Bei der Ankunft in *Bandasuma* hatte Mohammed schon ein Haus gemietet, eine echte Negerhütte von rundem Grundriss, aber sauber und hell und grösser als sie gewöhnlich sind. Ihr Durchmesser beträgt 6 Meter, die Höhe, da wo das Dach beginnt, 3 Meter, bis zur Spitze 8 Meter. Auf zwei gegenüberliegenden Seiten ist je eine Türe angebracht, und die Fenster, die durch Laden verschliessbar sind, beleuchten das Innere,

das nur aus einem einzigen Raume besteht und absolut nichts enthält. Der Boden ist aus hartgestampftem Lehm gefertigt und erhebt sich etwas über die Strasse des Dorfes. Neben dem Hause liegt ein niedriger Schuppen, die Küche. Das Dorf Bandasuma und seine Umgebung stehen unter einer Königin. Doch ist die Dame leider momentan nicht hier. Da vor wenigen Wochen der Bezirkshauptort von Bandasuma nach Kenema verlegt wurde, zog vor kurzer Zeit die Königin mit dem grössten Teile der Bewohner Bandasumas eine gute Tagereise Moa-aufwärts, um dort eine neue Stadt — *Zeke* — zu gründen. Bandasuma ist daher wie ausgestorben. Uebrigens fiel mir gleich zu Beginn auf, dass die Ortschaft so regelmässig gebaut ist. Mehrere grosse Strassen führen durch das Dorf und sind beidseitig von gleich aussehenden Häusern, zum Teil runden, zum Teil viereckigen begrenzt, so dass man von diesem Ort zum Unterschied von den meisten übrigen mit Recht als von einer Stadt sprechen kann. Hier war nämlich früher eine Niederlassung englischer Soldaten, und ich glaube auch weisser Beamter. Hier hielt Alldridge die erste grosse Versammlung der Häuptlinge des östlichen Mendigebietes ab, an der auch ein Gouverneur teilnahm.¹⁾ Nun scheint der einst bedeutende Platz dem Untergang geweiht, denn wenn die neue Residenz der Königin fertiggestellt ist, zieht alles nach dorten.»

«In Bandasuma war kein Vertreter der Königin, und ich konnte deshalb für die Weiterreise keine Träger finden. Ich beriet am Abend mit dem Besitzer unseres Hauses, der übrigens, wie kein Mensch auf dem Platze, nicht Englisch versteht, wie ich mich aus der Sache ziehen könne. Selbst zu Ihrer Majestät zu reisen, hätte mich zu viel Zeit, mindestens zwei Tage, gekostet und mich zudem aus der gewollten Richtung gebracht. Wir beschlossen endlich, am nächsten Morgen einen Boten an den Häuptling von Sembehun zu senden. Diese Stadt liegt auf meinem Wege nach Gorahun und steht unter der Königin. Der dortige Häuptling soll eher imstande sein, mir Träger zu verschaffen. Der Hausbesitzer erklärte sich bereit, am Morgen einen Boten an den Häuptling zu senden und ihn zu bitten, mich am Nachmittag zu einer Besprechung zu erwarten.»

«Am Abend waren wir nicht nur alle sehr müde, sondern ich war auch an mehreren Stellen meiner Füsse wund, so wird

1) Alldridge, *The Sherbro and its Hinterland*. Seite 259 ff.

der halbe Ruhetag nichts schaden. So sass ich bei Mohammed und brachte ihm die Zubereitung von Maggisuppe bei. Der Tee wird aus Sparsamkeit meist ohne Zucker genossen. Diese Nacht schlief ich zum erstenmal in meinem Feldbett, und wenn ich nie schlechter schlafe, so komme ich gesund nach Europa zurück.»

«In der Nacht vom 3. zum 4. Dezember machten meine Träger und andere mit Trommeln einen starken Lärm; doch hinderte ich sie nicht daran, seit ich sehe, dass meinen Leuten eigentlich nicht viel anderes übrig bleibt. Die Dörfler schlafen tagsüber meist ein Stündchen, folglich mögen sie nicht gleich abends nach dem Dunkelwerden wieder schlafen gehen. Die ganze Beleuchtung ihrer Wohnungen besteht nur in dem in der Vorhalle oder auch dem einzigen Zimmer brennenden Herdfeuer. So etwas wie die heimelige Damarlampe der Malayen, die man zwar alle Minuten putzen muss, bei deren biederem Scheine man aber doch eine Zeitung buchstabieren kann, ist diesen Negern unbekannt, was vielleicht durch das Fehlen harzreicher Hölzer begründet ist.»

«Schon früh kamen meine bisherigen Träger, um mir zu sagen, sie gingen nun weg, aber ich merkte wohl, dass sie noch etwas auf dem Herzen hatten und entweder Reis oder Tabak wollten. Sie baten um beides, erhielten aber nur von ersterem, denn ich hatte zugleich einen Brief an Boccary Serah zu schreiben begonnen, worin ich ihm mitteilte, dass ich die Beköstigung der Träger, für welche ich gegen den Vertrag hatte aufkommen müssen, von dem vereinbarten Lohne abziehe. Zugleich sandte ich einen Boten an den Häuptling in Sembehun und liess ihm mitteilen, er möge mich am Nachmittag erwarten.»

«Nach dem Mittagessen ging ich dann, begleitet von Mohammed und Fode, von denen der erstere, des Mendi vollkommen mächtig, die Rolle des Dolmetschers spielte, während Fode mit dem Gewehr eine Art Wache bildete. Selten habe ich eine so gute Strasse gesehen wie die von Bandasuma nach Sembehun. Namentlich in der Nähe der beiden Orte nimmt sie den Charakter einer eigentlichen Landstrasse an mit seitlichen Böschungen von 4—5 Meter Breite. Dazwischen allerdings ist sie nur ein breiter Fussweg, aber gut unterhalten, und das gleiche gilt auch durchwegs für die Brücken. Direkt ausserhalb von Bandasuma liegen die Begräbnisplätze, doch sind nur noch we-

nige Gräber erkennbar, und auf einem derselben lag am Kopfe ein Blatt mit gekochtem Reis, Palmöl, etwas Cassave und dem Blute und den Federn eines weissen Huhnes, sowie eine leere Rumflasche. Das alles hatte man dem Toten, der, wie man mir sagte, schon viele Jahre hier liegt, zum Opfer gebracht. Auf dem Wege trafen wir sehr viele Driver-Ameisen,¹⁾ die oft dicht verknäueln, zu Hunderten durcheinanderwimmelten, und wenn man den Haufen auseinanderzerre, fanden sich die Ueberreste eines grossen Tausendfusses oder eines Wurmes, einer Schlange oder einer kleinen Schildkröte. Leute begegneten wir unterwegs nur wenige, meist waren sie mit dem Sammeln von Palmkernen beschäftigt.»

«Vor dem Eingang zum Dorfe hört man im Westen das gewaltige Rauschen des Moa. Hier hat man auch auf guter Brücke einen kleinen Nebenfluss desselben zu überschreiten, der vollständig durch ein hohes Fischwehr aus Palmblättern abgeschlossen ist. Nach unten hat man eine grosse Reuse angebracht, und es dürfte keinem Fisch, der sich oberhalb des Wehres befindet, gelingen, in den Fluss zu kommen. Auf der andern Seite der Brücke stand ein alter Mann, nur mit einem übergeschlagenen Tuch bedeckt. Ich pflege solchen alten Leuten stets Bua = guten Tag zu sagen und wenn sie nahe am Wege sind, auch die Hand zu geben. So tat ich es auch hier. Als ich dann aber den Weg fortsetzen wollte, rief mir Mohammed zu, es sei der Häuptling, weshalb ich umkehrte und durch Vermittlung des Dolmetschers ein Gespräch mit ihm begann, wobei wir langsam dem Dorfe zogen. So schritten wir den Hügel hinauf, auf dessen Spitze *Sembehun* liegt, als der Häuptling den Hauptweg verliess und zu seinem Hause abog. In der Vorhalle desselben brannte ein Feuer, zwei bis drei Hängematten waren aufgehängt, in der einen schlief ein Unterhäuptling. Ein Armstuhl, wie sie im Lande sehr hübsch hergestellt werden, stand für mich bereit, ein anderer gegenüber für Mohammed, während Fode und der von Bandasuma mitgekommene Führer in der Nähe der Türe sich auf eine Art Kanapee setzten. Der Häuptling legte sich in die andere Hängematte. Nach und nach stellten sich auch noch einige ältere Männer ein, die da und dort auf den Boden sassen, und zahl-

¹⁾ Sogenannte Wanderameisen (*Anomma specc.*) A. d. H.

reiche Kinder und Frauen sammelten sich vor dem weiten Eingang des Häuptlingshauses oder guckten durch die Fensteröffnungen. Natürlich begann das Gespräch mit allerlei Allgemeinheiten, dann ging ich dazu über, meine Absichten und den zukünftigen Reiseweg darzulegen, wobei ich mich nach den Distanzen, Dörfern, Landes- und Häuptlingsnamen erkundigte, und endlich fragte ich um 20 Träger, die meine Ladung nach Gorahun bringen könnten. Nach langem Hin- und Herreden, wobei die Einigung über Zeit des Aufbruches und Gehalt der Träger die meisten Schwierigkeiten verursachten, kamen wir endlich überein, er solle mir am nächsten Tage 20 Träger nach Bandasuma senden, die meine Güter nach Sembehun brächten, wo wir die nächste Nacht zubringen wollten, und am übernächsten Tage würden sie dann dieselben nach Gorahun tragen, wobei pro Mann 1 Schilling und dem Häuptling ein Extrageschenk versprochen wurde. Er nahm sich übrigens gleich einen Vorschuss, um Kola zu kaufen. Nach ungefähr einstündiger Verhandlung verliessen wir befriedigt den Platz. Nach der Rückkehr bettelten mich meine Leute um Fischangeln an, hatten aber beim Fischen kein Glück, und mir selbst ging es nicht besser, doch sah ich beim Sitzen am Ufer viele Vögel. Ein paar dunkelkehlige Bienenfresser sassen auf den Bäumen ringsum und unternahmen kurze Ausflüge aufs Wasser hinaus, um Insekten zu fangen. Auf dem riesigen Wollbaum, der seine mächtige Krone über mich breitete, waren ein paar Raben (*Corvus napolatus*) beim Nestbau beschäftigt; gegenüber in einer Bucht befand sich eine Kolonie von Webervögeln, denen meine Anwesenheit Schrecken einzujagen schien, und damit ich nicht der einzige Europäer sei, flogen zahlreiche, hier überwinterte Rauchschnalben flussaufwärts.»

«Gegen Mittag des 5. Dezember kamen die 20 versprochenen Träger an, aber etwa sechs von ihnen waren nur halberwachsene Buben, und da natürlich, wie überall auf der Welt, auch hier der Stärkere im Vorteil ist, so erhielten die Kleinsten die schwersten Lasten. Mit Gebrüll ging's dann in starkem Schritt gegen Sembehun zu, so dass ich kaum zu folgen imstande war. Wenn ich die Trägerkolonne im Laufe eines ordentlichen Marsches an mir vorbeidefilieren lasse, so muss ich jeweilen lachen beim Anblick von Fode, der über die eine Schulter sein Gewehr hängen hat, was vorzüglich zu seiner kräftigen Gestalt passt,

während an der andern Seite die friedliche Botanisierbüchse baumelt.»

«Bei der Ankunft in *Sembehun* war die Hälfte des Gepäcks im Hofe der Häuptlingswohnung untergebracht, wo Fode mit seinem Gewehr Wache stand, während die andere unter Mussas Aufsicht vor einem Hause lag, das eben gereinigt wurde und für mich bestimmt ist. Das Wohnhaus besteht aus einem mittleren, grösseren Raum, der auf zwei Seiten je eine Türe besitzt, die nach aussen in eine Art gedeckter Veranda führt, und auf den beiden übrigen Seiten grenzen daran noch zwei Räume, in deren einem gekocht wird, während im andern sich das nicht gebrauchte Gepäck befindet.»

«Das Dorf Sembehun ist nicht eines von den kleinern, die ich sah; es besitzt etwa 40 runde und viereckige Hütten, nebst Bare, Hühner- und Ziegenställen. Die Bevölkerung ist recht zahlreich, namentlich die weibliche. Viele Frauen und Mädchen, unter den ersteren eine grosse Anzahl recht schön entwickelter, kamen aus Neugier herbei oder um Tabak zu betteln. Dieser beginnt mehr und mehr das Geld zu verdrängen, das in kleiner Münze wie 3—8 d. nicht mehr gerne angenommen wird, während Kupfermünzen schon gänzlich fehlen. Einige der Produkte waren denn auch sehr teuer, wenn man sie mit Geld bezahlte, so z. B. kostete ein altes Huhn 1 Schilling. Mit den Eiern fielen wir hinein, denn alle waren zirka 14 Tage bebrütet. In Sembehun bemerkte ich auch ein paar schöne Rinder, worunter ein ganz weisses, und einem kleinen Stier hatte man über die Hörner ein Stück Holz gebunden, so dass er sie nicht hätte benutzen können, und zudem führte ein Mann das Tier an einem Hinterbein mit einem Strick wie bei uns die Schweine. Auch zahlreiche Schafe gab es hier, während in Bandasuma nur ein paar Ziegen herumrannten.»

«Bald nach dem Dunkelwerden kam der Häuptling mit seinem Gefolge, und es fand ein neues Palaver statt, obschon wir ja gestern die Bedingungen, unter denen die Leute kommen sollten, festgesetzt hatten. Die Beratung dauerte sehr lange, auch die Träger nahmen daran teil und versuchten, eine grössere Anzahl von Leuten und bessere Bezahlung durchzusetzen. Sie hatten indes keinen Erfolg. Die feierliche Beratung wurde übrigens einmal gestört, indem eine Kuh, die ein halberwachsenes Kalb säugte, plötzlich auf dem Platze erschien und da sie sehr

bös war, die Leute auseinanderjagte. Sogar der Häuptling ergriff die Flucht.»

«Ich hörte hier, dass noch zahlreiche Schimpansen in der Gegend sich aufhalten sollen und gelegentlich bis in das Dorf kommen, um Bananen zu stehlen. «Sie können ihre Kinder tragen», sagte man mir, was heissen soll, die Mütter bringen oft ihre Jungen an der Brust mit. Wir hatten während des Marsches hierher oftmals auf dem Wege Exkremente gesehen, die solchen von Menschen in Form und Farbe etwas ähnlich sahen, aber zahlreiche unverdaute Fruchtreste und Fasern enthielten. Man behauptete mir mit absoluter Sicherheit, dass sie vom Babu (Schimpansen) stammten.»

«Am Morgen des 6. Dezember kamen die Träger, und wir marschierten ab, ich zuhinterst, gefolgt von etwa 20 Frauen und Mädchen jedes Alters, von denen ich mich schliesslich herzlich verabschiedete. Die Strasse war ein guter Fussweg. Wir passierten die Dörfer *Gawiamah*, *Somativa* und *Teweju*, von denen letzteres das grösste ist und zugleich das letzte in Bali-land. Mitten im Dorfe dehnt sich ein grosser, viereckiger Platz aus, der vollkommen mit feinem, braunem Kies bedeckt ist. Nun kamen wir für etwa fünf Stunden in den Wald, und zwar richtigen Urwald, der bei *Gorahun* gänzlich unbewohnt ist. Mächtige Bäume und zahllose Schlingpflanzen, ganz wie in Sumatra, nur fehlen die Rotanpalmen und die Blutegel. Der Weg führte oft halbe Stunden eben über die Kämme von Hügeln hin, und ist hier ebenfalls mit jenem feinen Kies bedeckt, der jedem Parke zur Ehre gereichen würde, und in Form, Grösse und Farbe vollkommen an unser Bohnerz erinnert. Verkehr gab es auf dieser ganzen Strasse keinen. Nur trafen wir mitten im Walde eine Gruppe von Kolabäumen, die vielleicht auf eine frühere Niederlassung deuten. Sie waren miteinander durch Schnüre verbunden und an den meisten von ihnen hingen Scheuchen (*Gure-gore*), wie ich solche schon früher in den Cassavefeldern zum Schutz gegen Diebe gefunden hatte. Bei der Ankunft in *Gorahun* war ich allen Trägern weit voraus, obschon, wie sich später zeigte, sämtliche frühern Wunden an den Füssen aufs neue aufgerissen waren. Ich ging ins Bare, wo ich einige Leute traf, die eben eine Partie Damenbrett beendet hatten. Da mir einer den Eindruck des Häuptlings machte, lud ich ihn zu einer Partie ein, die er nach hartem Kampfe gewann. Bald

kam ein halbwegs europäisch gekleideter Mann, der englisch sprach und sich als Sekretär des Oberhäuptlings vorstellte. Er sagte mir, der Mann, mit dem ich soeben gespielt, sei der Vertreter desselben, letzterer selbst sei sehr alt und verlasse das Haus nie. Ich suchte ihn nun in seinem Hause auf, wo ich ihn als ein altes, schittriges Männchen traf. Ich forderte ihn zum Sitzen auf und er tat dasselbe; wir setzten uns auf sein Bett, da sonst nichts da war. Wir sprachen mit Hilfe des Schreibers und Mustaphas, der sich nun auch eingestellt hatte, und der Schreiber brachte gleich die Trägerfrage aufs Tapet. Obgleich es mir meiner Füsse wegen lieber wäre, hier einen Tag zu rasten, möchte ich doch das Anerbieten, mir schon morgen Träger zu verschaffen, im Interesse einer raschen Fortsetzung der Reise nicht ablehnen. So gute Gelegenheiten sind hierzulande selten genug. Ueber das Beleland hörte ich nur Ungünstiges und nur von Kannibalismus. Einer der Dörfler wollte sogar Mustapha abwendig machen, dorthin zu gehen, wobei er aber an den Unrechten kam.»

«Das Haus, das man mir schliesslich anbot, ist zweiteilig, gross, viereckig und unterscheidet sich nicht von demjenigen, das mir in Sembehun zum Aufenthalt diente. Auch über die Leute ist nichts besonderes zu sagen. Sie brachten dies und jenes zum Verkauf, auch kleine Geschenke und Früchte, stets auf Tabak spekulierend. Im Dorfe bemerkte ich mit Vergnügen mehrere gezähmte Tiere, u. a. Affen, welche frei herumliefen. Hinter einem Knaben kam eine zahme schwarze Zibetkatze. Doch flüchtete sie sich bald, weil eine Henne, welche für das Leben ihrer Küchlein fürchtete, ihr wütend an den Kopf flog.»

«Hunde und Katzen sind in den Dörfern recht selten, während aber die Katzen erbärmlich mager sind, habe ich die Freude, mehrere fette oder wenigstens wohlgenährte Hunde zu sehen.»

«Gegenüber meinem Hause befand sich die Moschee, ein Gebäude, das einem Bare durchaus ähnlich war. Hier versammelten sich abends und leider auch vor Tagesanbruch mehrere Mohammedaner zum Gebete. Allah möge sie dafür strafen. Mit dem Islam ist es hier eine eigene Sache. Ich hatte mich schon in Sembehun erkundigt, ob es hier Murraymen, d. h. Mohammedaner gebe. Mehrere Männer waren nämlich mit dem Rosenkranz in der Hand herumgegangen. Der Mann, den ich darüber befragte, teilte mir mit, die eigentlichen Murraymen, womit

Susu, Mandingo, Fullah etc. gemeint sind, kämen nur gelegentlich hierher, um Handel zu treiben und namentlich Kühe zu bringen. Doch seien mehrere Eingeborne, worunter auch er selbst, Mohammedaner. Als ich nun fragte, ob er auch Rum trinke, bejahte er dies mit Schmunzeln und bat mich zugleich um eine Flasche. Es macht mir den Eindruck, als ob es bei den Dorfgrössen zum Ansehen gehöre, Mohammedaner zu sein und sich so zu kleiden. Nach Einbruch der Dunkelheit begaben wir uns zum Häuptling, dessen Name Amara Jawama ist, während sein Berater Gobah heisst. Der alte Chef ist ein vollkommener Trottel; seine Frau, ebenfalls eine alte, blöde Person, war sehr lüstern nach einer Zigarre. Ich gab ihr und ihrem Mann je eine, wovon er die seiner Frau erst anzündete und dann ihr gab, während er auf das Rauchen, das überhaupt mehr durch die Weiber als durch die Männer ausgeübt wird, verzichtete. Wir konnten uns sehr gut verständigen, und der Alte versprach mir alles mögliche. Wir entschieden uns für die rechts von Gorahun nach Maleima führende Strasse. Dann verhandelten wir über den Preis, und man verlangte an und für sich nicht zu viel, jedoch wollte man mich einfach in den nächsten Dörfern des Maleimandes absetzen, und zwar in einer Ortschaft, wo es nach ihrer Aussage nicht möglich war, neue Träger zu erhalten. Der Häuptling und sein Berater Gobah widersetzten sich energisch, mir die Leute weiter hinein zu geben, einesteils weil dies gegenüber dem dortigen Kollegen eine grosse Unhöflichkeit wäre, andererseits, weil sie mit Maleima von alters her in Fehde lägen. Kurz, ich musste den Plan, fast in gerader Linie von Gorahun nach Madina zu reisen, aufgeben und dafür den auf der linken Seite über *Gegbina*, *Pujahun*, *Juru* und *Mendehama* wählen, der allerdings besser sein soll. Man versprach mir Träger bis *Kuhuru*, der ersten Stadt des Gouralandes. Die Strecke dahin beträgt nur zwei schwache Tagereisen, und dafür war der geforderte Preis viel zu hoch. Sie sagten nun, ich solle die Türe reinigen, d. h. ich solle machen, dass ich fortkomme, sie wollten die Sache bis morgen überlegen und mir dann Bericht geben; ich wollte sofort eine Entscheidung haben, doch es war nichts zu machen. Draussen fand unterdessen ein Umzug durch das Dorf statt mit Musik und Gebrüll, später hörte ich zwischen Buben und Alten einige sehr hübsche Wechselgesänge.» Volz verhandelte dann wegen den Trägern separat mit Gobah und

brachte diesen durch Geschenke und Schmeicheleien dahin, dass die Trägerfrage in seinem (Volzens) Sinne entschieden wurde, und Gobah am andern Morgen (7. Dezember) meldete, es sei alles bereit.

«So zogen wir denn nach *Gegwima*, dem Dorfe zwischen Gorahun und Juru, bei dem die Strasse von Bandasuma einmündet. Wir kamen dabei durch die Dörfer Gundama, Njaiahun, Taninahun und Duomah. Die Strasse ist sehr gut, von dem letzterwähnten Dorfe bis *Gegwima* könnte man sogar fahren. Unterwegs kamen wir bei einem verlassenen Dorfe vorbei und trafen sehr viele Kolabäume auf den Gräbern vor den Dörfern. Die Leute wären nicht umsichtig genug, Kola zu pflanzen, dagegen geben sie den Toten manchmal Kola mit ins Grab oder legen sie als Opfer auf dasselbe; deshalb deuten Kolabäume meist ehemalige Gräber an. In Taninahun trafen wir einen Kolahändler, einen Fullah, der diese edlen Früchte hier aufkauft und nach Kenema an der Eisenbahn bringt und sie von dort via Freetown nach Gorée und an den Senegal transportieren lässt. Der Mann hatte ein viel feineres und klügeres Gesicht als die Mendi und legte für diese eine gewisse Verachtung an den Tag. Mir schenkte er ein paar Kola, von denen ich eine zur Hälfte ass und dabei die Beobachtung machte, dass der Saft dieser Frucht die Kleider total ruiniert und nicht mehr wegzubringen ist. Bevor wir nach *Gegwima* kamen, hatten wir einen klaren Fluss zu kreuzen, der stets nach Osten fließen soll, also zum Mano-River. In *Gegwima* kamen wir schon kurz nach Mittag an. Viele Schafe und Kühe standen auf dem reinen Dorfplatz, an den auf der einen Seite das Bare, auf der andern aber ein so schönes Haus grenzt, wie ich es bisher noch nie gesehen hatte. Ueber den drei Türen, die in ebensoviele Räume führen, befinden sich hübsch ausgesägte Verzierungen und vor dem Hause ist eine gedeckte Veranda mit Brüstung. Bald stellte sich auch der Häuptling ein, ein älterer Mann, namens Driser, der sich darüber beschwerte, dass man ihm meine Ankunft nicht angezeigt habe, und sich entschuldigte, dass kein Haus für mich bereit sei. Sofort begann man, den mittelsten Raum des schönen Hauses zu säubern und es zeigte sich, dass das Haus der Regierung gehört und für Durchreisende bestimmt ist. Die Grenze des Verkehrs nach dem Sulima und nach der Eisenbahn liegt also nicht etwa in dem grossen Waldkomplex zwi-

schen Sembehun und Gorahun. Die Träger verabschiedeten sich hier, nachdem der Obmann dem Häuptling mitgeteilt hatte, er habe mir morgen 20 Träger zu stellen und zwar gratis. Die Sache sei schon in Gorahun bezahlt worden. Darüber war nun dieser sehr erbost und weigerte sich erst, dies zu tun, wenn wir ihn nicht extra bezahlten. Nach einer kurzen Beratung versprach er, die Träger zu stellen. Trotzdem unser heutiger Tagemarsch gering war, konnten wir doch zufrieden sein, denn am Nachmittag brach ein heftiges Gewitter los und es regnete so stark wie im August oder September, wobei sich leider unser Hausdach als nichts weniger als wasserdicht erwies. Immerhin war das für unsere Waren besser, als wenn wir draussen marschiert wären. Im Laufe des Nachmittags brachte ein Mann eine tote Ziege ins Dorf, welche eben von einem Leoparden geschlagen worden war. Da es aber zu stark regnete, auch der Platz zu weit entfernt war, verzichtete ich darauf, auf den Anstand zu gehen.»

«Am folgenden Tage (8. Dezember) schien das Wetter, das uns bisher stets günstig gewesen war, ändern zu wollen. Unter der Hitze oder wenigstens unter Sonnenbrand hatten wir fast nie gelitten. Am Morgen standen stets Nebel in den Wäldern, und etwa um 8 Uhr hatte die Sonne diese vertrieben. Bis 10 Uhr schien sie vom wolkenlosen Himmel, aber alsdann wurde es all die Tage durch düstlich in der Luft, so dass man trotz der gelegentlichen Ausschnitte im Wald keine Fernsicht hatte. So blieb es meist bis gegen Abend. Heute aber war es von Tagesanbruch an trübe gewesen und waren gleich einzelne Tropfen gefallen. Als ich hinauskam, erkundigte ich mich sogleich beim Häuptling nach den Trägern, und bald darauf zog ein älterer Knabe durch das Dorf, mit lauter Stimme alle Männer zusammenrufend. Diese erschienen denn auch zögernden Schrittes, und wir brachten endlich die nötigen 20 Träger zusammen. Dann zogen wir ab. Wir hatten nur einen kleinen Tagemarsch, weil, wie ich schon gesagt, die Leute nur bis Kuhuru, dem ersten Dorfe des Gouralandes, mitkommen wollten. Wir passierten die Dörfer Gutabu, Gamasun und Jau. Ueberall liefen mir, der ich den Zug beschloss, um sicher zu sein, dass alle Lasten da seien, die Weiber nach, um Tabak zu betteln. In *Gamasun*, dem grössten der Dörfer, sammelte sich viel Volk, und meine Träger verlangten vom Häuptling, dass er sofort einige Leute zur Aus-

hilfe mitgebe, was er denn auch in beschränktem Masse tat. Der Weg bis hierher war durchweg in gutem Zustande. Wir hatten übrigens wieder die Wasserscheide zwischen Mano- und Moa-River überschritten und waren wieder im Gebiet des letzteren. Die Höhendifferenz betrug 40 Meter (Gegbima 165 Meter, Kuhuru 135 Meter). In Kuhuru setzte ich mich ins Bare, umdrängt von Frauen und Kindern, die hier weniger Scheu zeigen als weiter südlich. Hier war momentan kein Häuptling, da der vorige vor Monatsfrist gestorben war. Ich erkundigte mich deshalb bei den Dorfältesten nach Trägern, die mir denn auch für morgen in Aussicht gestellt wurden, da angeblich die Leute in den Feldern seien. Das Dorf wimmelte zwar davon, und als wir nach Besichtigung eines grossen, von mehreren Familien besetzten Hauses uns für ein kleines, leeres, rundes Haus entschieden, füllten sie es an, um alles zu bestaunen. Vor allem erregt stets mein Feldbett die Bewunderung, die Art und Weise, wie es auseinandergenommen wird und dass das Ganze in dem kleinen Sack Platz findet, entlockt stets ein Gelächter, überhaupt der Ausdruck für Gefühl, Erstaunen und Bewunderung. Ich habe mich anfangs über dieses stete Gelächter im Geheimen geärgert, seit ich aber herausfand, dass es zum mindesten harmlos ist, mag ich es nicht ungern. Der Dorfälteste brachte mir, gleich wie in Gegbima, ein Huhn und eine bedeutende Portion Reis, so dass wir eigentlich niemals Reis oder Hühner zu kaufen brauchten. Hier im Gouraland entsprechen 5 Kopf Tabak zu 4 Blättern einem Schilling, bisher waren es 7 Kopf gewesen. Unsere Tabakvorräte haben also an Wert bedeutend gewonnen. Es wäre gut, die Karte dieses Landesteiles zu revidieren, um die Hügel einzuzichnen, ferner haben einige Hauptorte gewechselt, so z. B. Baschemma, ebenfalls Bulma, von dem man mir sagte, es sei verlassen. Auch Pudjehun und Mendehama kommt nicht mehr die Bedeutung grosser Ortschaften zu. Der Häuptling Bunduha, der Höchste des Gouralandes, sitzt z. B. in *Jandahun*, welche Stadt auf meiner Karte fehlt.»

Am Abend erörterte Volz mit den Dorfältesten die Trägerfrage und nach langen Verhandlungen wurden ihm Träger bis Manina zugesagt. Und am folgenden Tage, den 9. Dezember, konstatierte er, dass er nun bereits 8 Tage auf dem Marsche sei und mit seinen Fortschritten zufrieden sein könne, und dass er namentlich bezüglich der Träger grössere Schwierigkeiten er-

wartet habe. Ueber den weitem Verlauf der Reise berichtet er unterm 9. Dezember also:

«Wir verliessen in Kuhuru die Gorahun-Juru-Mendchama-Strasse und begaben uns auf die andere Hauptstrasse Gorahun-Kwanno-Lalehun-Manina, wobei wir bis zur Ortschaft Gagbima einen kleinen Weg benutzen mussten. Derselbe führte mehrere Male durch lange, brückenlose, z. T. ziemlich tiefe Sümpfe, welche hauptsächlich mit Weinpalmen bestanden waren, die reichen Ertrag zu liefern schienen, denn man hörte mehrere Male Leute aus den Gipfeln herunter rufen, und öfters brachte man mir auch eine grosse Flasche Palmwein zum Geschenk, das ich jeweilen mit Tabak zurückgab, aber den Wein unter die Leute verteilte, da er mir gar nicht zusagt. Auch Kola wurde mir häufig von alten Mütterchen gebracht, und wenn ich etwa vergass, der Geberin Tabak zu schenken, so erinnerte sie mich bald genug an diese meine Pflicht. Bevor wir nach Gagbima kamen, passierten wir die Dörfer *Gahun* und *Jarra* und hatten mehrere niedrige Hügel zu überschreiten, von denen aus gelegentlich andere Hügel, namentlich ost- und westwärts, sichtbar waren und die sich zirka 100 Meter über das übrige Gelände erhoben. Da wir dabei stets nur dem kleinen Fussweg folgten und lange Aufenthalte entstanden, so verirrten wir Nachzügler einmal, doch konnte ich mich nach der Sonne zurecht finden. Unser Weg führte uns nun wieder über die Wasserscheide, und bei dem Dorfe *Gagbima* überschritten wir den Mahofluss, einen der grössten rechtsufrigen Zuflüsse des Mano- oder Bewa-River, der allerdings hier noch klein ist. Unsere Träger beabsichtigten, hier zu schlafen, ich aber nicht; nach kurzem Aufenthalt befahl ich Abmarsch, mit Lalehun als Ziel für heute. Die Träger sagten aber, das sei unmöglich, weil wir einen hohen Hügel zu überschreiten hätten und wir deshalb Lalehun vor Einbruch der Nacht nicht erreichen könnten. Es zeigte sich aber, dass sie gelogen hatten, denn wir kamen schon ungefähr um 4 Uhr dorthin. Unterwegs trafen wir die kleine Ortschaft *Biwugbu*, die 160 Meter hoch liegt. Dann begann der Weg bedeutend zu steigen, stets durch Urwald. Rechts und links, oft sogar mitten im Weg lagen grosse Felsblöcke. Das rasch abfliessende Wasser der Regenzeit hatte die Wurzeln vieler Bäume entblösst, kurz, es war bergaufwärts ein recht mühsames Klimmen. Oben ist der Hügel ziemlich flach und bietet daher gar keine Aussicht, obschon diese jedenfalls interessant

sein müsste. Die höchste gemessene Stelle war 260 Meter ü. M. Noch langsamer als der Aufstieg machte sich der Abstieg nach *Lalehun*, das am Nordabhang dieses *Bekaiie* genannten Hügels in einer Meereshöhe von 220 Meter liegt. Der Häuptling dieser kleinen, armseligen Ortschaft war zum Verkaufe von Palmkernen an die Eisenbahn hinauf gereist. Ein Mann, der sein Stellvertreter zu sein scheint, zeigte mir ein paar elende Hütten zum übernachten, wovon ich die beste nahm. Später brachte er mir Reis und ein Huhn, wofür er ein Gegengeschenk erhielt. In einer der Hütten war unmittelbar hinter dem Eingang eine kleine Rumflasche in den Boden gegraben, so dass nur ihre Oeffnung zu sehen war. Darin befand sich von Murraymen geweihtes Wasser, welches das Haus und seine Bewohner vor Unglück bewahren soll. Mitten im Dorfe befanden sich, wie übrigens anderwärts auch, einige Gräber, kenntlich an den vier den Rand umgebenden Baumstämmen, an den Stöcken, die in grosser Anzahl in den Erdhügel gesteckt und mit einem Fähnchen aus weisser Baumwolle versehen sind, sowie endlich an den alten irdenen Töpfen und Rumflaschen. Je eine der letzteren enthielt Palmöl, und gegen Abend kamen ein paar ganz nackte Mädchen, um mit einem Stöcklein, das sie in dieses Oel tauchten, eine kleine Quantität davon herauszuholen, um sich damit gegenseitig den Körper einzusalben, da dies, wie man mir sagte, eine schöne, glänzende Haut erzeugen soll. Wir waren noch keine halbe Stunde in *Lalehun*, als sich ein heftiges Gewitter über uns entlud, wobei sich zeigte, dass das Dach meiner Hütte an allen Ecken und Enden leck war. Der sehr starke Regen dauerte aber nur kurze Zeit. Nach dem Essen war der Himmel wiederum wolkenlos und prächtige Sterne funkelten überall.»

«In der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember wurde ich durch heftige Donnerschläge geweckt, so dass die wie schwarze Eiszapfen von der Decke herunterhängenden, völlig mit Russ gefüllten Spinnweben massenhaft auf mein Moskitonetz fielen, und dann hörte ich, wie langsam das Plätschern eines heftigen Regens näher kam. Kaum ergoss er sich über das Dorf, als er auch schon stromweise in mein Bett floss, so dass ich rasch aufstand, in die Stiefel schlüpfte und das Bett abbrach. Den trockensten Platz der Hütte reservierte ich für die Instrumente, den zweitrockensten für meine beiden Schlafgenossen, Nelly, den Hund, und das gestern geschenkt erhaltene Huhn. Ich selbst

setzte mich auf die Trümmer meines warmen Bettes und rauchte eine Pfeife nach der andern. Als es nach einer Stunde etwas aufhörte, ging ich in der Finsternis zum Bare, wo alles totenähnlich schlief, und weckte Mustapha. Wir stapelten ein paar Kisten aufeinander und fanden Platz, das Bett doch noch an einer relativ trockenen Stelle aufzuschlagen, worauf der Regen mit erneuter Heftigkeit einsetzte und bis lange in den Morgen hinein anhielt.»

«Der Weg nach Manina wäre nun zu weich gewesen und zudem würden die nassen Büsche für meine Güter nicht von Vorteil sein. Ich fürchtete aber, falls wir blieben, möchten die Träger noch einen Tagesgehalt mehr beanspruchen. Meine Leute beruhigten mich aber über diesen Punkt und sagten, wenn sie als Neger einen ganzen Tag gratis zu essen hätten und nichts zu tun brauchten, dann sei das der Gipfel des Glückes. So musste ich mich denn, wenn ungern, darein fügen, heute hier zu bleiben. Den Morgen benutzte ich zur Nachführung des Tagebuches; dann kam ein Mann mit der Keule eines grössern Tieres, das er Gore nennt, und die ich ihm abkaufte. Seiner Beschreibung nach ist es eine Zwergantilope (*Cephalolophus*). Da der kleine Fluss, der hier vorbeifliesst, auf der Karte als Malefluss bezeichnet wird, Male oder Mali aber das Flusspferd (*Hippopotamus liberiensis*) bedeutet, so erkundigte ich mich nach ihm. Es soll im Morro-River und ferner in einem Flüsschen namens Wehi, das in der Nähe von Patama vorbeifliesst und ein Zufluss des Moa ist, ziemlich häufig vorkommen.»

«Meine Träger füllten die Zeit aus, indem sie mit einer Art von Kreiseln auf einer Matte spielten. Ich habe das Spiel früher, gelegentlich meines Aufenthaltes in Yonni, gesehen. Als Kreisel benutzten sie grosse Palmnüsse, deren Schalen sie konisch abgeschliffen hatten. Sie wollten um etwas spielen, besaßen aber nichts, und so durfte der, dessen Kreisel den eines andern von der Matte herunterschlug, dem Besitzer des letzteren mit der flachen Hand, so stark er konnte, eins auf den nackten rechten Unterarm schlagen.»

«In der Morgenfrühe des 11. Dezember marschierten wir von Lalehun weg. Der Weg war bis Bandajuma, dem ersten Dorfe des Maleimalandes, unter aller Kritik und bisher die schlechteste Route von allen. Eine ganze Menge von Hügeln musste überschritten werden, und über keinen der Flüsse, die anfänglich

ostwärts, später aber sämtlich westwärts fließen, führt eine Brücke. Entweder fehlten sie vollkommen, oder aber sie lagen in Trümmern. Da die Szenerie an solchen Furten meist eine sehr schöne war, weil sehr oft Felsen aus dem Wasser ragten, so wäre zur Aufnahme manch schönen Bildes Gelegenheit gewesen. Jedoch nahm ich mir nicht Zeit dazu, denn wir hatten einen sehr starken Tagesmarsch vor uns, falls wir heute Manina erreichen wollten. Mehrere Dörfer, die auf der Karte verzeichnet sind, existieren nicht mehr. Wo sie standen, ist noch eine grosse Lichtung im Wald; an den frühern Eingängen stehen noch Kolabäume und Bananenstauden, der ganze Platz ist bedeckt von Unkraut und verwilderten Kulturpflanzen, worunter sehr viel *Canna indica*. Da wo früher Häuser standen, ist der Erdboden erhöht, weil der Lehm, der die Wände bildete, zusammengefallen und das Holzwerk eine Beute der Termiten geworden war.»

«Vor *Patama*, dem letzten Dorfe des Gouralandes, trafen wir noch ein Reisfeld in Blüte an. Alle die Dörfchen, welche wir durchzogen, waren sehr klein und nur aus wenigen Häuschen bestehend. *Kotumahun* und *Jenne* sind nicht mehr. In *Bandajuma* machten wir einen Halt zum Kochen. Auch in diesem Dorfe gab es eine Schmiede und daneben lag ein riesiges Schulterblatt, wahrscheinlich von einem Elefanten, denn solche gibt es hier in der Gegend. Schon in frühern Dörfern war mir eine neue Art von Haus aufgefallen, die in diesen armseligen Oertchen meist in ein oder zwei Exemplaren auftrat. Es sind Mehrfamilienhäuser, ziemlich langgestreckte, viereckige Lehmhütten, die auf der einen Längsseite drei bis sechs Eingänge haben, jeder in einen Raum führend, der von einer Familie bewohnt wird. Beim Weitermarsch hatten wir zwischen den einzelnen Hügeln oft recht lange Sümpfe zu durchqueren. Namentlich rechts von uns erhoben sich bedeutende Hügel, die schon zu den *Kamburi-Hills* gehören, welche sich nordöstlich von Manina ausdehnen, durch einen grossen Teil des Protektorates ziehen und zwischen Kenema und Segwima von der Eisenbahn durchquert werden. Sie bilden nordöstlich von Manina auch die Sprachgrenze zwischen dem Mendi- und dem schon zirka zwei Tagereisen von der Grenze entfernt liegenden Bande-Land, wo das Bande gesprochen wird. Bande soll übrigens mit Mendi nahe verwandt sein und von Mendis sehr rasch erlernt werden können. Im Guma-Lande mit der Hauptstadt Vahun, das östlich

von Baiima liegt, aber schon zu Liberia gehört, wird z. B. noch Mendi gesprochen, auf der andern Seite der Kamburi-Hills jedoch Bande. Doch sollen die meisten Gumaleute beide Sprachen sprechen, da vom Bandeland her, seit der Eröffnung der Eisenbahn bis Baiima, etwas Handel getrieben wird. Die Ware, welche von den Bande und den östlich an sie anschliessenden Lome und Bele am liebsten gekauft wird und den höchsten Wert hat, ist das Salz.»

«Beim Uebergang über den letzten Hügel vor Manina fühlte ich eine grosse Müdigkeit und ich schleppte mich eigentlich nur noch langsam dahin. Das Fieber machte sich schon etwas bemerkbar. Auf dem letzten Hügel, dessen Nordabhang von Bäumen befreit ist, weil hier Felder stehen, hat man eine schöne Uebersicht über das breite Tal, in dem sich auf einer kleinen Erhöhung die Stadt *Manina* erhebt. Die Seiten dieses Tales sind namentlich im Westen und Osten von hohen Hügeln begrenzt, die vielerorts 150 bis 200 Meter über die Talsohle ragen. Auf unserem Hügel trafen wir auf eine Gesandtschaft, bestehend aus zwei alten Unterhäuptlingen und zwei jungen Leuten, die mir vom Häuptling Bambu, dem Beherrscher des Maleimalandes, entgegengeschickt worden waren. Wir begrüßten uns feierlich und stiegen dann langsam in das Tal hinunter. Bevor wir die Stadt erreichen konnten, hatten wir noch einen kleinen Sumpf zu durchwaten, und einer der Delegierten liess es sich nicht nehmen, mich dort durchzutragen. Dann gewahrte ich unter einem Baume eine dichte Menschengruppe, von der sich beim Näherkommen eine Gestalt ablöste und mir, die Mütze in der Linken, mit ausgestreckter Hand entgegen kam. Es war der alte Häuptling Bambu, barfuss, in einem alten, sehr schmutzigen Gummimantel, der eine dicht behaarte Brust freiliess. Er teilte mir gleich mit, er sei nicht wohl, und führte mich dann in seine Stadt, eine schmutzige, sehr unregelmässig gebaute Ortschaft, und wies mir ein Haus an, das auf zwei Seiten offen stand. Es war im Innern völlig mit neuen Matten ausgelegt, konnte mir aber nicht auf die Dauer als Wohnung dienen, da jede einzelne meiner Handlungen durch hundert neugierige Augen kontrolliert wurde. Vorläufig wartete ich aber den Rest meiner Träger ab. Bambu brachte mir eigenhändig ein Huhn und einer seiner Leute eine grosse Menge schönen Reises. Ich vernahm auch, dass am folgenden Morgen der Distrikts-Comissioner D. Maxwell hierher kommen werde,

was ich für mich günstig deutete. Nachdem alle Lasten vollständig eingetroffen, sandte ich Mohammed zum Häuptling, um denselben um ein anderes Haus bitten zu lassen, was auch gewährt wurde. Ich erhielt darauf mitten in der Stadt ein längliches Haus, dessen schmale Seiten abgerundet waren. Es hatte aber den grossen Nachteil, dass es ganz neu war, so dass der Boden und die Wände noch feucht waren.»

«Ich war so müde und abgespannt und fühlte zudem Fieber, dass ich, ohne das Geringste zu geniessen, sofort zu Bette ging. Dort mass ich 38,4° C. Es ist nun eine bekannte Tatsache, dass man sich bei niedrigem Fieber unwohler fühlt als bei hohem. Mein Zustand war sehr unangenehm. Als ich nach einiger Zeit erwachte, war es finster geworden, aber das Fenster oder das Loch, welches als solches dient, sowie die Türe standen völlig geöffnet da, und auf meinen Ruf nach dem Wächter erhielt ich keine Antwort. Mustapha, der sich geweigert hatte, die Wache zu beziehen, wurde von mir bestraft, worauf er sich zu den übrigen ins Bare verzog und dort jedenfalls Pläne schmiedete, deren Ausführung mir viele Unannehmlichkeiten kosten sollte.»

«Mein Fieber hatte über die Nacht vom 11. zum 12. Dezember nicht nachgelassen, war aber auch nicht stärker geworden. Ich zog mich am Morgen weiss an, um den erwarteten Distrikts-Comissioner, den obersten Beamten des Distrikts, würdig begrüssen zu können, und ging demselben auch ein paar 100 Meter auf dem guten Weg in der Richtung gegen Baiima entgegen. Schliesslich kam er an, voraus ein Polizeikorporal mit einem kuzen Säbel unter dem Arm, dann der D.C.¹⁾ in einer Hängematte. Die Träger, der Koch etc. waren schon vor zirka einer Stunde ange- langt. Der D.C. grüsste mich von der Hängematte aus sehr herablassend und reichte mir die Hand. Doch stieg er nicht aus, sondern tat dies erst, als die Strasse durch eine Barriere versperrt war. Der Häuptling und die Würdenträger von Manina waren ihm ebenfalls entgegen gezogen; nachdem er sie begrüsst, liess er sie stehen. Wir gingen hinauf ins Dorf, wo eine einfache aber gute Hütte mit Veranda, Tisch und ein paar Stühlen für ihn bereit standen.»

«Dieser D.C., der dem Range nach etwa einem Kontrolleur von Niederländisch Indien entspricht, und einen Jahresgehalt

¹⁾ Die übliche Abkürzung für Distrikts-Comissioner.

von 500 £ bezieht, hat mit den meisten seiner Kollegen, die ich hier kennen lernte, eine Eigenschaft gemein, er zeigt nämlich stets, dass er ein D. C., das heisst ein Beamter ist, dem man Respekt schuldet und der viel Gewalt hat. Während Residenten, Gouverneure und andere hohe Beamte sich ohne weiteres auf den Standpunkt des einen Gentleman gegen den andern stellen, und selten oder nie zeigen, dass sie eigentlich, wie man bei uns sagt, «grosse Tiere» seien, kann so ein D. C. oder ein Kontrolleur gar nicht aus seiner Rolle kommen. Spricht man über das Land, über die Sitten seiner Bewohner, über diesen oder jenen Häuptling, über die Konfiguration des Bodens, über ausbeutbare Mineralien, über die Vegetation und die Nutzpflanzen, über die Fauna und seltene Tierarten etc., dann weiss das der D. C. schon längst oder er weiss es besser. Dass ich niemals den Ton des Belehrenden anschlug, wird jeder glauben, der mich kennt; ich hätte den Mann ja auch gar nicht belehren können, der hier seit vielen Jahren ist. Aber ein Vergleich der Verhältnisse dieses Landes, des einzigen, das er ausser England kennt, mit andern Kolonien, die ich hatte kennen lernen, schien ihn zu beleidigen, weil er da nicht mit konnte. Die Andeutung, dass die Abschaffung der Sklaverei im Protektorat doch eigentlich nur auf dem Papier stehe, liess ihn für längere Zeit ganz verstummen. Ich konnte dem Manne nichts recht machen und fühlte je länger desto deutlicher meine Nichtigkeit neben dieser Grösse, die alles wusste, alles sogar besser wusste, die zur Rechtfertigung von Boccary Serah, des elenden Sklavenhändlers und Betrügers, einwendete «he is a very clever man», der auch mein Lob der Leute im allgemeinen, der vielen Schönheiten des Landes, des durch die Eisenbahn gesteigerten Handels usw. mit Misstrauen aufnahm. Es waren keine gemütlichen Momente, die ich mit diesem Weissen verlebte; sie erinnerten mich aber lebhaft an ähnliche Unterredungen mit Leuten, die ihm im Rang etwa gleichstanden. Da ich mich sehr unwohl fühlte, so hatte ich einen guten Grund, mich bald zurückzuziehen.»

«Inzwischen war aber ein anderes Ereignis eingetreten. Als ich nämlich nach einer dieser Unterredungen nach meinem Hause zurückkam, traf ich dort Sory in sehr niedergeschlagener und trüber Stimmung. Er teilte mir nichts Geringeres mit, als dass meine vier übrigen Begleiter weggelaufen seien. Meine erste Frage galt den Schlüsseln und Sory verstand sehr wohl,

was ich meinte, indem er gleich den Schlüssel zu jenem Koffer brachte, der das Geld enthielt. Es war aber alles intakt, nichts fehlte von meinem Hab und Gut. Sory schlug mir vor, den Leuten nachzulaufen und sie zurückzurufen, was ich schliesslich bewilligte. Sie kamen schliesslich, und in einer langen Unterredung suchte ich sie beim Ehrgefühl zu nehmen, aber da tat ich einen argen Missgriff, sie hatten nämlich gar keines. Andererseits bat ich die Leute nicht mit einem Wort zu bleiben, sie sollten ja nicht glauben, dass der Erfolg meiner Reise von ihrer Anwesenheit abhängig sei. Sie waren nur bange, ich möchte dem D. C. Klage gegen sie eingereicht haben wegen ihres Weglaufens, aber ich teilte ihnen wahrheitsgemäss mit, ich hätte bisher gegen ihn kein Wort über die Sache verloren. Mohammed wurde in diesem Moment abgerufen, da er zum Häuptling solle, und bald stellte es sich heraus, dass letzterer meine Leute des Weglaufens wegen beim D. C. verklagt hatte. Dieser liess Mohammed vor sich rufen, fragte ihn, wie lange er bei mir sei und ob er nun weg wolle, und als Mohammed dies bejahte, sagte der D. C. nur, er sei frei zu tun was er wolle. Dies sei eine Sache, die ihn nichts angehe. Damit hatte er völlig recht; aber es scheint mir, er hätte seine D. C.-Würde einen Augenblick ablegen und den Rassegenossen von mir hervorkehren dürfen. Ich weiss bestimmt, dass ich im umgekehrten Falle so gehandelt hätte, aber ich bin eben kein D. C. Die vier liefen nun weg in der Richtung nach Baiima, ich stellte Sory frei, ebenfalls wegzugehen, aber er weigerte sich des Entschiedensten, mir diesen Schurkenstreich, wie er es selbst nannte, zu spielen und versicherte mir in seinem Englisch, falls ich ihn nicht wegjage, bleibe er bei mir in jeder Not und Gefahr. Da ich fror, liess ich einen der Ballen aufmachen, der drei riesengrosse Badtücher enthielt, die, wenn man sie vierfach zusammenlegte, gerade gute Bettdecken bildeten. Ich sagte gegen Abend dem D. C. Lebewohl und kroch unter diese 3×4 Decken und meine Bettdecke. Dort verbrachte ich den ganzen folgenden Tag, es war der 13. Dezember, in Fieber und Frost. Die Temperatur betrug morgens und abends $39,5^{\circ}$, also nicht besonders hoch, aber unangenehm. Draussen war es tagsüber sehr heiss, aber trotz der 13 Decken zitterte ich im Bett vor Kälte. Da ich eigentlich meist in einem totenähnlichen Schlafzustand lag und nichts genoss, kam Sory gegen Abend und weckte mich. Er war bange,

ich möchte sterben; da ich ihm für diesen Fall tags zuvor ein paar Instruktionen gegeben hatte und er in seinem Negerkopf nun meinte, es gelte gleich Ernst.»

«Am Morgen des 14. Dezember war das Fieber auf 38° gesunken. Da ich auch nichts zu geniessen vermochte und das Chinin regelmässig erbrach, war von viel Bewegung nicht die Rede. Abends nach Einbruch der Dunkelheit vermisste ich den Hund, und Sory fand ihn auch nicht im Dorfe. Offenbar hatte man ihn gefangen und versteckt. Im ganzen Dorfe gibt es keinen Hund, wohl aber ausserordentlich viele Mohammedaner fanatischster Sorte. Ihre gemeinsam abgehaltenen Morgen- und Abendgebete lassen die Luft erzittern. Ihnen war vielleicht der unreine Hund unangenehm. Ich liess nun den Häuptling auffordern, den Hund suchen zu lassen. Drei Leute gingen durch das Dorf, laut rufend und mitteilend, man suche nach meinem Hund. Zwei Minuten später sprang Nelly freudig ins Haus hinein. Wer da im Spiele war, ist natürlich nicht herauszubekommen.»

«Am gleichen Abend hatte ich noch ein anderes kleines Pech. Es wimmelte im Hause von zahlreichen, winzigen, braunen Rüsselkäfern, die so klein waren, dass sie zwischen den Maschen des Moskitonetzes durchkamen. Beständig fühlte ich sie irgendwo krabbeln. Eines dieser Tiere geriet mir nun in den Rachen und in das obere Ende der Speiseröhre, wo es sich anklammerte und durch nichts zu vertreiben war. Tee zu trinken nützte nichts, und da es sich schliesslich in die Schleimhaut einbohrte, wurde dadurch ein sehr starker Brechreiz ausgelöst, der die mit Mühe genossenen kleinen Quantitäten Tee wieder entleerte. Noch lange während der Nacht, in der ich viele Stunden schlaflos lag, spürte ich das lästige Tier, aber am Morgen war es verschwunden und mit ihm auch der letzte Rest von Fieber. Aber ich war so schwach, dass ich nach dem Aufstehen taumelte. Wie sehr mich all das mitgenommen, kann daraus ersehen werden, dass ich am 17. Dezember, also 14 Tage nach der Abreise von Jonni, um fast 20 engl. Pfund leichter war, und dieser Gewichtsverlust hat jedenfalls zumeist während den allerletzten Tagen stattgefunden.»

«15. Dezember. Ich konnte wieder etwas aufstehen, musste aber den ganzen Tag durch in dem feuchten Lehmhause zubringen, natürlich ohne Appetit.»

«Manina ist eine ziemlich grosse Stadt, jedoch sehr enge gebaut, und zwischen den einzelnen Häusern in den schmalen Gässchen ist viel Schmutz. Ganz nahe bei der Stadt, nicht über 30 Meter vom letzten Hause entfernt, steht eine neu erstellte Leopardenfalle. Der Viehstand ist zahlreich, Pferde fehlen zwar. In der Stadt gibt es mehrere Bare, von denen eines sehr stark erhöht ist, indem der Boden ungefähr eine Dicke von 1 Meter hat. Dieses Bare lag direkt neben meinem Hause, und hier fanden den ganzen Tag Palavers statt, bei denen es wichtig ist, dass sowohl der Häuptling, wie Ankläger und Verteidiger ausserordentlich lange Reden halten, wobei sie ihrer Stimme keinen Zwang antun. Die Nachbarschaft dieses Bare war mir deshalb lästig, aber ich tröstete mich jeweilen mit dem Gedanken an das auf zwei Seiten offenstehende Haus und war befriedigt, hier doch vier Wände um mich zu haben. Dazu konnte man schon etwas Lärm und Geschrei mit in Kauf nehmen.»

«Hier in Manina halten sich zahlreiche Fremde auf, meist Mohammedaner, Fullahs mit ihren phantastischen Zöpfen um den Kopf, Mandingos in ihren weiten farbigen Kleidern. Hier konnte ich auch zum ersten Male Waffen sehen, denn ausser 2—3 Speeren, die ich gelegentlich in der Hand der uns Begegnenden getroffen, hatte ich nie bei den Mendi Waffen bemerkt, Messer schon gar nicht. Hier tragen viele Männer Messer und Dolche in hübschen Lederscheiden. Die berühmten Lederarbeiten der Mandingo traten hier zum ersten Male auf, und ich sah mehrere Leute, welche auf Bögen, die einem Pfeilbogen ähnlich sind, aus langen feinen Lederstreifen schöne Arbeiten flechten. Unter den Fremden befand sich auch ein Christ aus Sulima, der zwar wie ein Mohammedaner gekleidet war, aber meist Schuhe trug, was jene nie tun, sondern sich mit Sandalen oder Pantoffeln begnügen. Er sprach gut englisch und erwies sich als ein weitgereister Händler. Von ihm erhielt ich ein paar Auskünfte über das Land, das ich besuchen wollte. Er sagte mir, wie auch schon der D. C., dass es für meine Expedition ausser am Unterlaufe des Mano-River nirgends möglich gewesen wäre (was ich ja selbst erfahren hatte), irgendwo über die liberianische Grenze zu kommen. Zwischen Sierra Leone und West-Liberia dehnen sich 3—5 Tagereisen breite, vollkommen unbewohnte Wälder aus, die reich an Gummi und Elefanten sind, aber ausser

für eine Expedition, die über eigene Träger, viel Lebensmittel und genügend Leute mit Hackmessern, für jeden unzugänglich seien. Wege führen nicht hindurch und um nach Ini oder Giehun im Liberianischen zu gelangen oder nach Boporu, muss der Weg durch das Guma-Country über Vahun eingeschlagen werden, von dort führt ein Weg nach Giehun. In dem grossen Dreieck, das im Nordwesten durch den Morro-River, im Osten durch die liberianische Westgrenze und im Süden durch den Mano- oder Bewa-River begrenzt ist, befindet sich kein einziges Dorf ausser zwei kleinen menschlichen Ansiedlungen, die ganz nahe am Morro-River liegen. Auch falls aber Wege existieren würden, wäre es doch ganz ausgeschlossen, Träger zu erhalten, denn die Häuptlinge würden bange sein, dieselben möchten nicht mehr zurückkehren. Mannah sagte mir, übereinstimmend mit dem D. C., ich müsse von Maleimaland nach Guma, dort die Kamburikette überschreiten, worauf ich ins Bandeland gelange. Hier werde die Bandesprache gesprochen, die vom Mendi abweiche, jedoch damit verwandt sei. Weiterhin käme ich dann nach Loma, dessen früherer Häuptling ein wilder Krieger gewesen, aber vor ein paar Jahren gestorben sei. Dort durchzukommen und ins Bele- (Gbele-, Belele- oder Bere-) Country zu gelangen, halten sie für möglich. Das wichtigste und meist verlangte Tauschmittel sei Salz. Es werden auch Sklaven verkauft und Kriegsgefangene gefressen, sonst sei aber der Kannibalismus verschwunden.»

«Am Abend fragte mich Bambu etwas brutal, wie lange ich noch hier zu bleiben gedenke, entschuldigte sich aber gleich darauf und sagte, er wolle mich nicht vertreiben. Ich antwortete, es sei mein Bestreben, sobald als möglich wegzukommen und bat ihn um Träger. Er versprach mir deren 26 bis Baiima, worauf ich ihm ein Geschenk machte. Ich wünschte die Träger morgen früh zu haben, was er mir versprach.»

«16. Dezember. Ich hatte gestern noch ein einfaches Gestell machen lassen, an dem die Hängematte angebracht werden konnte und das man mit einem der grossen landesüblichen Tücher, welches Bambu mir ungeheissen lieh, bedeckte. Vier Mann sollten mich nämlich tragen, da ich zum Marschieren unfähig war. Da am Morgen kein Mensch erschien, liess ich den Häuptling rufen und fragte ihn nach der Ursache. Er sagte, er sei mit dem Zusammenbringen der Träger beschäftigt. Nun tropften die Leute nach und nach an. Ich zählte einmal ihrer 12, dann verschwanden sie

wieder, neue kamen, vom Häuptling hergebracht, sobald er aber wegging, um die Fehlenden zu suchen, gingen sie auch wieder weg. Ich hatte niemals solche Schwierigkeiten gehabt. Wenn wieder ein paar da waren, behaupteten sie, die Lasten seien zu schwer, wogen sie, brachen in lautes Gelächter aus und liefen davon oder drückten sich auch unbemerkt durch die dichten Scharen der Zuschauer. Ich stand dabei etwa drei Stunden in der brennenden Sonne, die stets höher und höher stieg, und verzweifelte. Ich nahm endlich Bambu her, sagte ihm gehörig meine Meinung und drohte über seine Machtlosigkeit an den Gouverneur zu rapportieren. Da hatte er die Frechheit, für die Träger über den Kontrakt hinaus noch eine Extra-Entschädigung zu verlangen, was ich natürlich abschlug. Unterdessen waren die Träger wieder verschwunden. Endlich machte man es so, dass jeder herangeschleppte Träger gleich seine Last empfing und damit losziehen musste. Da ich dabei keine Kontrolle hatte, in welcher Richtung sie gingen, und Sory bei mir bleiben musste, um einen Dolmetsch zu haben, so bekam ich Angst, man möchte mich bestehlen. Das war glücklicherweise aber nicht der Fall. Immerhin waren noch mehr als die Hälfte der Lasten ohne Träger, ebenso meine Hängematte. Da mischte sich endlich Mannah in die Sache. Seine Rede schien zu wirken und Last um Last verschwand. Auch die Hängematte wurde schliesslich ergriffen und dann sagte ich Bambu Lebewohl. Mannah begleitete mich noch ein paar Schritte und erzählte, die Unzufriedenheit sei durch die Unterhäuptlinge geschürt worden, die vergeblich auf ein Geschenk von mir gerechnet hätten. Ich war froh, endlich in der Hängematte unterzukommen und Manina, wo ich so viel Unglück gehabt, den Rücken zu drehen.»

«Die Strasse nach *Baiima* ist recht gut; stets so breit, dass die Hängematte bequem getragen werden kann. Jedoch ist sie auf der Karte nicht verzeichnet und führt westlich von Gorahun vorbei. Man passierte die Dörfer *Gumama*, *Ngiko*, *Ngawama Yuja* (zwischen den beiden letztern Ortschaften liegt die Grenze zwischen Maleima und Mando), *Dahoma*, wo wir übernachteten, *Mandurul* und *Baiima*. In Maleima ist die Strasse schon deshalb besser als in Mando, weil hier die Brücken vorhanden sind, was später nicht mehr der Fall ist; im letzteren Lande sind alle, ursprünglich sehr guten, Brücken eingefallen. Die Strasse ist oft in die Abhänge der Hügel gegraben, wo sich sehr schöne Laterit-

bildungen zeigen; anderwärts durch niedrigen Grund ist sie auf Dämmen angebracht. Alle Dörfer sind klein und der Verkehr anfänglich gering. Später, gegen Baiima, trifft man dann allerdings viele Karawanen, namentlich mit Palmkernen, z. T. aber auch mit Palmöl beladen. Wir hatten um 5 Uhr nachmittags etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als meine Träger, ohne zu fragen, vom Hauptwege abbogen und mich ins Dorf Dahoma trugen. Hier erwarteten wir im Bare den Rest der Träger, der lange auf sich warten liess. Dann wurde mir eine Hütte angewiesen und kam man endlich zum Kochen.»

Am 17. Dezember konstatiert Volz seinen Geburtstag:

«Heute bin ich 31 Jahre alt und trotzdem ich mich freue, nach Baiima und dadurch wieder in den Bereich der Kultur zu gelangen, ist das Totalgefühl doch ein unangenehmes und der Geburtstag ein unerfreulicher, denn statt vorwärts zu kommen in fremde Länder, gehts wieder einen Schritt zurück. Es wird mir nämlich weder in Baiima noch in irgend einer andern Station der Eisenbahn möglich sein, ein paar ständige Begleiter zu engagieren, so dass ich gezwungen bin, nach Freetown zu fahren, was mich viel Geld und Zeit kostet.»

«Wir brachen früh auf und ich liess mich mit Vergnügen durch den kühlen, nassen Wald tragen. Leider waren die Brücken sehr schlecht und auf einer derselben brach ich ein, wobei ich mich an einem Pfahl nicht unerheblich verletzte. Unterwegs stellte sich plötzlich ein älterer Mann ein, der freiwillig den einen meiner Hängemattenträger ablöste, und da er augenscheinlich diese Beschäftigung sehr gut verstand, die andern darin unterrichtete, und sie auch zum Traben aufforderte. So langten wir schon zeitig, ungefähr 9 Uhr morgens, in Baiima an, wo ich mich nach der Faktorei von Paterson, Zochonis & Co. tragen liess, deren Leiter ich früher kennen gelernt hatte. Unsere Ladungen wurden in der Faktorei untergebracht und wir nahmen nur ein paar notwendige Gegenstände zur Reise nach Freetown mit.»

III. Von Baiima nach Kambahun.

Vom 19. Dezember 1906 bis 9. Januar 1907.

Am 19. Dezember war Volz wieder in *Freetown* angekommen. Er besuchte in den folgenden Tagen den Gouverneur und dessen bereits eingetroffenen Nachfolger und unterbreitete den beiden